

Eine Tiergeschichte der Moderne : theoretische Perspektiven

Autor(en): **Eitler, Pascal / Möhring, Maren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **15 (2008)**

Heft 3

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-99718>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Tiergeschichte der Moderne

Theoretische Perspektiven

Pascal Eitler und Maren Möhring

«In der Geschichte ist viel zu wenig von Tieren die Rede.»

Elias Canetti

Lässt sich eine Geschichte der Tiere schreiben – eine Tiergeschichte? Wovon könnte eine solche Geschichte handeln? Es kann ihr sicherlich nicht darum gehen, Tiere als vermeintliche Naturgegebenheiten zu betrachten, die allenfalls langfristigen evolutionären Veränderungen unterworfen sind. Vielmehr gilt es, «das Tier» beziehungsweise «die Tiere» weitaus grundsätzlicher zum Gegenstand historischer Analysen zu machen. Gerade angesichts der schwerwiegenden Veränderungen des Tier-Mensch-Verhältnisses in der Moderne erscheint eine historische Problematisierung dessen notwendig, «was wir unerschütterlich, als sei nichts gewesen, das Tier und/oder die Tiere zu nennen fortfahren».¹

Gleichviel, ob man Tiere in diesem Kontext als Subjekte oder Objekte der Geschichte begreift: Der Subjekt- oder Objektstatus wird bestimmten Tieren mittels bestimmter diskursiver und nichtdiskursiver Praktiken zuerkannt oder aberkannt. Nicht erst, aber vor allem in der Moderne sind die mannigfachen Grenzen zwischen Menschen und Tieren – ebenso wie diejenigen zwischen Subjekten und Objekten – zunehmend ins Wanken geraten. Damit hat sich erwiesen, dass es sich bei diesen Grenzziehungen nicht etwa um ubiquitäre Differenzen, sondern um kontingente und wandelbare Differenzierungen handelt. Diesen historischen Transformationen von Tier-Mensch-Unterscheidungen in der Moderne möchten wir uns im Folgenden in drei Schritten nähern.

Den ersten Teil des Beitrags bildet eine Auseinandersetzung mit theoretischen Perspektiven und Analysestrategien von Donna Haraway und Bruno Latour, welche die fortschreitende Grenzverwischung zwischen Menschen und Tieren (oder Maschinen) nicht nur thematisieren, sondern in gewisser Weise auch propagieren² und dabei neue Begrifflichkeiten entwickeln, um unbekannte Mensch-Tier-Verhältnisse imaginieren und installieren zu können – *jenseits* hegemonialer Episteme und Dispositive. In einem zweiten Schritt möchten wir Haraways und Latours Herangehensweise mit einigen Überlegungen von Giorgio Agamben

konfrontieren, der eine andere und streckenweise fast gegensätzliche Perspektive einnimmt – *diesseits* vorherrschender Unterscheidungen von Menschen und Tieren. Agamben problematisiert diese Unterscheidungen eher indirekt; er entwirft – in Anschluss an Michel Foucaults Konzept der Biopolitik – eine Genealogie der Mensch-Tier-Differenzierung, die den nur scheinbar «neutralen» Begriff des Lebens ins Zentrum der Analyse und Kritik rückt. Auf diese Weise gerät in den Fokus der Aufmerksamkeit, dass es problematisch ist, die Frage nach dem Subjekt- oder Objektstatus von Tieren offen zu lassen. Denn nicht nur wird in diesem Fall die Subjekt-Objekt-Unterscheidung notgedrungen reproduziert, sondern es wird dabei auch üblicherweise der Subjektstatus privilegiert – mit den entsprechenden Folgen für dasjenige «Leben», das auf keinen Fall in den Genuss des Subjektstatus gelangt, wie etwa die sogenannten «niederen» Tiere. Dieser Punkt berührt nach unserem Dafürhalten ein zentrales Problem jeder Form von Tiergeschichte.

Während die Ansätze von Haraway und Latour zum einen stark theoretisch orientiert sind, zum anderen eher auf gegenwärtige diskursive und nichtdiskursive Praktiken abzielen, und Agamben (ähnlich wie Derrida) vorrangig philosophische Grundsatzfragen zum Tier-Mensch-Verhältnis aufwirft, möchten wir in einem dritten und letzten Schritt einige Überlegungen skizzieren, die sich aus den dargestellten Ansätzen für geschichtswissenschaftliche Untersuchungen von Tier-Mensch-Verhältnissen in der Moderne ergeben.

«Significant Otherness» und «nichtmenschliche Wesen» – Donna Haraway, Bruno Latour und das Mensch-Tier-Verhältnis

Die Neuartigkeit und Umgestaltung des Verhältnisses von Tier und Mensch in der Moderne ist in der letzten Zeit von zahlreichen Autoren und Autorinnen hervorgehoben worden.³ Während Derrida in diesem Zusammenhang nicht nur für eine Problematisierung, sondern eine grundlegende Erschütterung der Begriffe «Tier» und «Tiere» plädiert,⁴ betonen und verfolgen Haraway und Latour weit- aus stärker die nichtbegriffliche, nichtsprachliche Herstellung oder Einführung neuartiger Tier-Mensch-Bezugssysteme, wie sie sich in diversen privaten, aber auch professionellen Alltagspraktiken zwischen Tieren und Menschen in der Moderne artikulieren. In diesen Praktiken lassen sich «Subjekt» und «Objekt» einer Handlung oftmals nicht eindeutig ausmachen.

Eine Infragestellung der scheinbar klaren Zuschreibung von Subjekt- und Objektstatus an «den» Menschen und «das» Tier ist denn auch Ausgangspunkt von Donna Haraways *Companion Species Manifesto* aus dem Jahre 2003. Am Beispiel des Verhältnisses zu ihren Hunden und genereller dem Verhältnis von Menschen zu ihren Haustieren macht sie einen Bereich von *co-constitutive relationships*

aus, dessen kleinstes Analysemuster nicht das Subjekt oder Objekt, sondern die Beziehung (*relation*) darstellt. Schliesslich sei kein Teil der Beziehung, weder der Mensch noch das Tier, dem jeweils anderen vorgängig – weder in praktischer noch erkenntnistheoretischer Hinsicht, liesse sich hinzufügen. Aber auch bei der Beziehung handelt es sich um keine feststehende Grösse; vielmehr ist die Herstellung der Beziehung ein beständig zu wiederholender Akt und kann niemals ein für allemal erfolgen beziehungsweise abgeschlossen werden.⁵ Haraway versucht also, das Tier-Mensch-Verhältnis konsequent in relationalen Kategorien zu denken und damit tendenziell hierarchischen Subjekt-Objekt-Topologien mit Konzepten wie «partial connections» oder «relations of significant otherness» andere (Un-)Ordnungsmuster entgegenzusetzen.⁶ Die «relations of significant otherness» schaffen zum einen Raum, die teilweise sehr emotionalen Beziehungen von Menschen zu ihren (Haus-)Tieren zu benennen, verweisen sie doch auf ein partnerschaftliches Verhältnis (*significant other* als Lebensgefährte). Zum anderen ist in ihnen auch das Wissen um eine bedeutsame und unüberbrückbare Differenz zwischen dem Selbst und der/dem Anderen bewahrt, die alle Liebesbeziehungen charakterisiert: “That is so for all true lovers, of whatever species.”⁷ Diese Perspektive erfasst weniger die hegemoniale Sicht auf das Tier als Medium der Selbstdefinition des Menschen, sondern vielmehr die irreduzible Differenz zwischen verschiedenen Spezies (und innerhalb eines Exemplars einer Spezies): “[D]ogs are not about oneself. Indeed, that is the beauty of dogs.”⁸

Haraway, die sich bereits in ihrem *Cyborg Manifesto* aus dem Jahre 1991 mit der Überschreitung und Verwischung scheinbar klarer Grenzen, vor allem zwischen Mensch und Maschine, beschäftigt hat, nimmt in ihrem *Companion Species Manifesto* eine Perspektivenverschiebung vom Cyborg zum Hund vor, um die aktuellen «technobiopolitics» zu analysieren: “I have come to see cyborgs as junior siblings in the much bigger, queer family of companion species.”⁹ Die US-amerikanische Bezeichnung *companion animal*, die seit Mitte der 1970er-Jahre in der Tiermedizin für Haustiere gebräuchlich wurde,¹⁰ verweist nach Haraway auf die historisch-spezifische Kopplung von technisch-wissenschaftlicher Expertise und spätindustriellen Praktiken der Haustierhaltung und eignet sich gerade deshalb hervorragend für ihre Zwecke. Die für die Moderne zentralen Verwissenschaftlichungsprozesse, ebenso wie neue alltagspraktische Umgangsformen mit bestimmten Tieren geraten so in den Fokus. Haraway erweitert den Begriff *companion animal* in ihrem *Manifesto* allerdings zu dem der *companion species*, der eine umfassende und heterogene Kategorie darstellt, in der beispielsweise auch «rice, bees, tulips, and intestinal flora» inbegriffen sind.¹¹ Kommen in dieser Aufzählung im *Companion Species Manifesto* im klassischen Sinn für unbelebt gehaltene Dinge nicht vor, so zählt Haraway in ihrem zweiten Buch zum Thema, dem 2008 erschienenen *When Species Meet*, explizit auch

Unbelebtes zur Kategorie der *companion species*: “[S]pecies of all kinds, living and not, are consequent on a subject- and object-shaping dance of encounters.”¹² Bei ihrer Diskussion der unbelebten Dinge greift Haraway insbesondere auf Latour zurück,¹³ interessiert sich im Vergleich zu ihm aber weniger für die Frage der belebten und unbelebten Materie. So wie zwischen Ding, Tier und Mensch werden auch die Grenzen zwischen Diskurs und Materie systematisch als prekär und historisch konstituiert sichtbar gemacht. Die Transgression von Grenzen bezieht Haraway konsequenterweise auch auf <die> Biologie in Abgrenzung zu <der> Geschichte; keiner der Wissenschaftsdisziplinen will sie den Vorrang einräumen, wenn es um das Verständnis des Tier-Mensch-Verhältnisses geht. Vielmehr ist für sie die Verzahnung beider und ein weder biologischer noch teleologischer Evolutionsbegriff von zentralem Interesse. Als Biologin, Wissenschaftshistorikerin und «like any good Darwinian» betrachtet sie Hunde als «partners in the crime of evolution», wobei sie Koevolution dezidiert als «co-history» versteht.¹⁴ So wie weder der biologische Reduktionismus noch der humanistische Exzeptionalismus, der den Menschen qua Vernunft, Sprache et cetera von allen anderen Wesen abhebt, hilfreich seien, Menschen, Tiere und ihre Beziehungen zu verstehen, so könne auch nicht ein einziger disziplinärer Zugang zum Tier-Mensch-Verhältnis dessen Komplexität erfassen.¹⁵ Die Welt, in der *companion species* sich begegnen, ist eine *multispecies*-Realität, die Multidisziplinarität in ihrer Erforschung erfordert.

Um die vermeintlich sicheren Grenzen nicht nur zwischen Natur und Kultur, sondern entsprechend auch zwischen Natur- und Kulturwissenschaften zu befragen, setzt Haraway dort an, wo keine theoretische Klarheit und Eindeutigkeit zu haben sei: bei den multiplen «naturalcultural contact zones» und den historisch-spezifischen Kopplungen der Leben verschiedener *companion species*, insbesondere der Leben von Hunden und Menschen.¹⁶ Lässt man sich auf diese Betrachtungsweise ein, dann begibt man sich auf ein unsicheres und programmatisch «unsauberes» Feld der Analyse, das durch nicht harmonische und möglicherweise nicht harmonisierbare Formen von *agency* und Lebensformen auf beiden beziehungsweise allen Seiten der Beziehung charakterisiert ist. Dabei liegt das Ziel für Haraway darin, mit den jeweils getrennten Geschichten der an der zu analysierenden Beziehung Beteiligten auf eine zwar unwahrscheinliche, aber nichtsdestotrotz notwendig verbundene, gemeinsame (*joint*) Zukunft hinzuarbeiten.¹⁷

Als Beispiel für eine derartige Beziehung auf der Alltagsebene wählt Haraway im *Companion Species Manifesto* wie auch in *When Species Meet* den aus England stammenden, seit den 1980er-Jahren auch in den USA und in Deutschland enorm expandierenden Bereich der *agility*, einem Hunde- und Menschensport, bei dem es vor allem um die Bewältigung von Hindernisparcours geht.¹⁸ Die Trainingsprogramme basieren auf tayloristischen Disziplinartechniken, die aber – und

diesen Aspekt streicht Haraway besonders heraus – zwischen Mensch und Hund etwas herstellen, das sie, auch in Anspielung auf intim-sexuelle Praktiken, als «positive bondage» beschreibt.¹⁹ Der Erfolg beim *agility*-Sport resultiert aus einer konzertierten Anstrengung, bei der beide, Mensch und Hund, gemeinsam optimal funktionieren müssen. Beide müssen die Initiative ergreifen und wechselseitig aufeinander reagieren können. Es wäre verkürzt, würde man diese Kopplung von Hund und Mensch allein als einseitige Dressur des Objektes Hund durch das Subjekt Mensch verstehen. Nach Haraway ist diese Trennung so nicht aufrecht zu erhalten, verändere die gemeinsame Aktivität doch nicht nur den einen Part, sondern alle an der Interaktion Beteiligten.²⁰ Haraway analysiert *agility* also als ein historisch-spezifisches, nämlich gegenwärtiges Feld der alltagspraktischen Verkopplung von Mensch und Hund. Eine Geschichte von Mensch-Tier- oder Mensch-Hund-Beziehungen in geschichtswissenschaftlicher Sicht leistet sie aber nicht, trotz der historischen Spuren in aktuellen Praktiken, welche sie immer wieder explizit benennt, wie etwa die langwierige Geschichte der Domestizierung. Für Haraway stellt das Augenmerk auf *companion species* eine Möglichkeit dar, insgesamt und grundsätzlich einen anderen Blick auf historische Ereignisse zu richten: “Anyone who has done historical research knows that the undocumented often have more to say about how the world is put together than do the well pedigreed.”²¹ In diesem Sinn geht es Haraway um eine um andere Spezies erweiterte Geschichte der Subalternen, die nicht geschrieben werden kann, ohne die eigene Verstricktheit in den ungleichgewichtigen Machtbeziehungen zu reflektieren. In Anlehnung an postkoloniale Theorien der Subalternität, aber mit der entscheidenden Abweichung, dass Haraway nicht danach fragt, ob *companion species* sprechen können²² (reproduziert genau diese Frage doch den von ihr kritisierten humanistischen Exzeptionalismus), wählt sie einen anderen Ausgangspunkt für die Analyse: Es ist die in unseren Biografien – wobei die Frage, wer oder was «wir» sind, offen bleibt und offen bleiben muss – erfolgte und erfolgende Verbindung mit *companion species*, mit Hunden wie Menschen: “[W]e embody in the flesh the connections of the dogs and the people who made us possible.”²³ Die von Haraway anvisierte Geschichte versteht damit zum einen ein jegliches Sein als ein *become with many*²⁴ und bewegt sich zum anderen nicht allein auf diskursiver Ebene, sondern nimmt die Verwobenheit von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken ernst. Beide Aspekte stellen zentrale Herausforderungen an eine Tiergeschichte (nicht nur) der Moderne dar.

Im Unterschied zu Donna Haraway setzt sich Bruno Latour weniger dezidiert mit Tieren beziehungsweise Haustieren und deren Beziehungen zu Menschen auseinander. Latour arbeitet, wie lange Zeit auch Haraway, vor allem auf dem Gebiet der Wissenschaftsforschung. Er trat in diesem Kontext 1984 mit einer Studie über den Einfluss und das Eigengewicht, die Bedeutung und die Geschichtlich-

keit der Milchsäurebakterien in der Labortätigkeit von Louis Pasteur sowie die damit einhergehende «Pasteurization of France» um 1900 hervor.²⁵ Ausgehend von der Praxis des Experimentierens²⁶ und der detaillierten Rekonstruktion der sich fortwährend verändernden Versuchsanordnungen gelangt Latour zu einer radikalen Infragestellung der Subjekt-Objekt-Unterscheidung und des Begriffs des Akteurs: Wenn man Praxis als Einfluss oder Gestaltung begreift, als ereignishaft Bestimmung oder Veränderung einer Beziehung oder Anordnung, und nicht vorab im Sinn einer strikt binär codierten Metaphysik darüber entscheidet, dass ein solcher Einfluss ohnehin nur dem Menschen zukomme und diesen in seiner «Subjekthaftigkeit» von der «Objekthaftigkeit» der Natur beziehungsweise der Dinge kategorisch unterscheidet, so Latour, werde es überaus fraglich, aus welchem Grund Milchsäurebakterien, Petrischalen, Reagenzgläser und Mikroskope im Gegensatz zu Louis Pasteur nicht ebenfalls als Akteure beziehungsweise «Aktanten» in den Blick geraten sollten.²⁷

Latour charakterisiert die Subjekt-Objekt-Unterscheidung in diesem Sinn als «moderne Übereinkunft», die es aufzukündigen gelte, um der unendlichen Mannigfaltigkeit und unaufhörlichen Veränderlichkeit der Wirklichkeit besser gerecht werden zu können.²⁸ In einem ersten Schritt schlägt Latour vor diesem Hintergrund vor, an die Stelle der Differenz von Subjekten und Objekten die Differenzierung von Menschen und «nichtmenschlichen Wesen» zu setzen. Es geht ihm in diesem Sinn um «Menschen und nichtmenschliche Wesen, die sich miteinander verflechten und dabei ständig sich verändernde Kollektive bilden» – zum Beispiel ein Labor.²⁹ Wem innerhalb eines solchen «Kollektivs»³⁰ welcher Einfluss zukommt, lasse sich nicht metaphysisch entscheiden, sondern nur konkret untersuchen. Alle an einem bestimmten «Kollektiv», in einer beliebigen Konstellation, beteiligten Menschen oder «nichtmenschlichen Wesen» gelte es als Akteure zu berücksichtigen, insofern diese einen und sei es noch so verschwindend geringen Einfluss ausübten und demzufolge *agency* besäßen. Latour spricht an dieser Stelle von einer «Entdramatisierung» einer vermeintlich «definitiven Demarkationslinie» und identifiziert seinen Ansatz als «Versuch einer symmetrischen Anthropologie».³¹

Latours scharfe Abgrenzung von jeglicher «Metaphysik der Natur» stößt inzwischen weitgehend auf Zuspruch.³² Aufsehen beziehungsweise offenen Widerspruch innerhalb der Wissenschaftsforschung und der Kulturwissenschaften insgesamt löst Latour vor allem dadurch aus, dass er auch den inzwischen vorherrschenden Konstruktivismus verabschieden möchte. Es geht ihm ausdrücklich nicht darum, dass Menschen «nichtmenschlichen Wesen» einen Einfluss oder eine Bedeutung zuschreiben und dementsprechend auch wieder beliebig absprechen könnten. Ganz im Gegenteil, als Akteure gelte es die Milchsäurebakterien zu betrachten und zu behandeln, insofern sich diese den

Zuschreibungen von Louis Pasteur gerade vielfältig widersetzt oder entzogen hätten und in dessen Labortätigkeit «vor allem als Hindernisse» in Erscheinung getreten seien.³³

Nichtsdestotrotz gelte es, die «Geschichtlichkeit der Dinge» beziehungsweise der Natur³⁴ zu betonen: Obgleich die Milchsäurebakterien ihre Existenz nicht ausschliesslich den Zuschreibungen von Menschen zu verdanken hätten, habe Louis Pasteur ihr Dasein in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schwerwiegend verwandelt. Allerdings hätten die Milchsäurebakterien umgekehrt ebenso massiv die Existenz von Louis Pasteur tangiert. Latour spricht vor diesem Hintergrund in einem umfassenderen Sinn, und ähnlich wie Haraway, von einer «ungewissen Geschichte, in der sich Biologie und Gesellschaft vermischen».³⁵ In einem zweiten Schritt schlägt er demzufolge vor, Existenz nicht länger als «Alles-oder-nichts-Eigenschaft» zu begreifen, sondern als «relative Existenz» – statt von einer «relativen», könnte man an dieser Stelle nach unserem Dafürhalten noch präziser von einer «relationalen» Existenz sprechen.³⁶ In diesem Zusammenhang führt Latour parallel zum Begriff des Akteurs beziehungsweise «Aktanten» den Begriff der «Proposition» ein. Sowohl Menschen als auch «nichtmenschliche Wesen» liessen sich erkenntnisfördernd als «Propositionen» im Sinn von «Vor-Schlägen» untersuchen, als Angebote oder «Gelegenheiten zur Interaktion».³⁷ Weitgehend vergleichbar mit Foucault und dessen Begriff der «Aussage»³⁸ betont Latour an dieser Stelle den Ereignischarakter von «Propositionen», die kleinen und kleinsten Verschiebungen innerhalb von Epistemen und Dispositiven, die es detailliert zu rekonstruieren gelte und die den Menschen oder «nichtmenschlichen Wesen» stets eine ebenso konkrete wie praktische und dementsprechend ausnahmslos geschichtliche Existenz verliehen.³⁹

Problemlos lassen sich die Analysestrategien Latours von Louis Pasteur und «seinen» Milchsäurebakterien beziehungsweise den Milchsäurebakterien und «ihrem» Louis Pasteur auch und vielleicht insbesondere auf Tiere übertragen. Für eine Tiergeschichte der Moderne können sie produktiv – inspirierend beziehungsweise irritierend – in Anschlag gebracht werden, sowohl im Fall von sogenannten Haustieren, als auch in Hinblick auf vermeintliche Nutz- oder Wildtiere. Denn ob auf dem Bürgersteig beim Spaziergang oder dem Familienbild im Hintergrund, in der Landwirtschaft oder der Vorratskammer, im Zirkus oder Zoo, Menschen und Tiere interagieren mit- und gegeneinander, sie bilden mehr oder weniger engmaschig vernetzte «Kollektive». Vielleicht noch eindeutiger als Haraway lenkt Latour dabei den Blick auf die ausdrücklich kollektiven Beziehungen und Verquickungen von Menschen und Tieren, um sich energisch gegen jede Form der Essenzialisierung und Hierarchisierung zu wenden.

In beiden Analysestrategien steht die Untersuchung spezifischer Situationen und konkreter Praktiken im Zentrum. Wie Haraway entwirft auch Latour in diesem Sinn nicht nur ein theoretisches, sondern ebenfalls ein «politisches» Programm: eine «politische Ökologie», die auf ein neuartiges und noch kaum denkbare «Parlament der Dinge» zielt.⁴⁰ Eine Tiergeschichte der Moderne kann sich zwar, muss sich nach unserem Dafürhalten aber nicht mit diesem oder einem anderen Programm identifizieren.

Die «anthropologische Maschine» – Giorgio Agamben und die Mensch-Tier-Unterscheidung

Andere, aber keineswegs weniger grundlegende Überlegungen entwickelt demgegenüber Giorgio Agamben in seinem Buch *Das Offene* von 2002. Agamben interessiert sich vorrangig für die geschichtliche, philosophische und politische Funktion der Mensch-Tier-Unterscheidung und nicht für die praktische Umgestaltung des Mensch-Tier-Verhältnisses; er bewegt sich daher – wie Haraway kritisch anmerkt⁴¹ – ausdrücklich *diesseits* hegemonialer Episteme und Dispositive. Einer Tiergeschichte der Moderne, die an Agambens theoretische Perspektiven anschliesst, geht es nicht darum, nach vermeintlichen Unterschieden oder Ähnlichkeiten von Mensch und Tier zu fragen, um diese zu ergründen oder gar zu begründen. Eine solche anthropologische beziehungsweise anthropologisierende Frage operiert, wie Agamben herausarbeitet, noch immer im Schatten einer evolutionären Perspektive, in welcher der Mensch noch teilweise als Tier begriffen und verhandelt wird. Letztlich, so der gewichtige Einwand Agambens, zielt eine derartige Frage darauf, die angeblich «tierische» Seite im Menschen zu erkennen und mit seiner vermeintlich «menschlichen» Seite zu versöhnen. «Das Tier» funktioniert innerhalb dieser Logik als Stammhalter «der Natur» – innerhalb, nicht ausserhalb «des Menschen». Wie im Fall der Körper- oder Geschlechtergeschichte sollte es einer Tiergeschichte vor diesem Hintergrund auch und nicht zuletzt um die gesellschaftlichen Folgen einer sogenannten Naturgegebenheit gehen. Mensch-Tier-Unterscheidungen sagen in dieser Sichtweise allerdings nichts über Tiere aus. Sehr wohl liesse sich das Mensch-Tier-Verhältnis hingegen im Sinn Agambens als «anthropologische Maschine» begreifen: Es produziert und reproduziert Menschen – als Menschen in Abgrenzung zu Tieren.⁴² In diesem Sinn würde eine Tiergeschichte der Moderne tatsächlich «historische Grundlagenforschung» leisten.⁴³

Statt eines anthropologischen oder anthropologisierenden Ansatzes schlägt Agamben – in Anlehnung an Foucault und in Auseinandersetzung mit Heidegger – eine genealogische Sichtweise auf das Mensch-Tier-Verhältnis vor,

wenngleich er selbst die identifizierenden und hierarchisierenden Effekte von Mensch-Tier-Unterscheidungen nicht eingehend untersucht. Diese Genealogie der Mensch-Tier-Beziehung nimmt nicht die denkbaren Gemeinsamkeiten oder das offenkundig Trennende zwischen Menschen und Tieren in den Blick; sie widmet sich vielmehr den beschreibbaren Effekten der fortwährenden Trennung zwischen Menschen und Tieren. Sie versucht, so Agamben, «das praktische und politische [dieser] Trennung zu erforschen» und die Mensch-Tier-Unterscheidung in erster Linie als paradoxen Ursprung (weiterer) problematischer Unterscheidungen zu begreifen.⁴⁴ Man könnte auch sagen, eine solche Genealogie der Mensch-Tier-Differenzierung historisiert, rekonstruiert und dekonstruiert jedwede Anthropologie des Mensch-Tier-Verhältnisses – selbst eine «symmetrische Anthropologie» im Anschluss an Latour.

In genealogischer Perspektive würde sich eine Tiergeschichte der Moderne also in erster Linie für die sich wandelnden Bedeutungen und Folgen interessieren, die unterschiedliche Mensch-Tier-Differenzierungen in jeweils historisch-spezifischen Kontexten für unterschiedliche Akteure zeitigen oder nicht zeitigen; als Akteure kämen nunmehr jedoch, und dies ist der auffälligste Unterschied zu Haraway und Latour, allein Menschen in Betracht.⁴⁵ Eine solche genealogisch operierende Tiergeschichte würde sich dementsprechend schwerpunktmässig mit den konkurrierenden Menschenbildern und Gesellschaftsentwürfen beschäftigen, die verschiedenartige Mensch-Tier-Unterscheidungen generieren oder legitimieren – und *vice versa*. Im Zentrum ihres Interesses stünden dabei vor allem die mannigfachen Anschlussunterscheidungen, die Mensch-Tier-Unterscheidungen scheinbar systematisch anleiten oder vereiteln: Anschlussunterscheidungen zwischen Männern und Frauen,⁴⁶ Weissen und Schwarzen, Gesunden und Kranken – von denen die einen der angeblich «tierischen» Seite im Menschen stets stärker und folgenreicher zugerechnet wurden als die anderen.⁴⁷

Eine Tiergeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts müsste sich in diesem Zusammenhang zum Beispiel mit der neuartigen Emotionalisierung und Politisierung des Mensch-Tier-Verhältnisses in diesem Zeitraum auseinandersetzen. Parallel zum Ausschluss von zahlreichen Tieren aus insbesondere urbanen Gesellschaftsbereichen wurde nach und nach eine breitenwirksame, nachhaltige und verbindliche Regelung des Tier-Mensch-Verhältnisses auf die politische Agenda gesetzt, öffentlich debattiert und juristisch umgesetzt. Die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts formierende Tierschutzbewegung wurde dabei zu einem zunehmend wichtigen Moment innerhalb dieses Emotionalisierungs- und Politisierungsprozesses.⁴⁸ Der moderne Tierschutzgedanke basiert in diesem Kontext weitgehend auf dem Mitleidsgedanken, weshalb innerhalb der Forschung häufig von einem pathozentrischen Tierschutz die Rede ist.

Hinter dem Begriff des Leidens oder Mitleidens stand und steht jedoch mehr oder weniger offensichtlich der Begriff des Lebens: Tiere wurden und werden in diesem Rahmen als schützenswert wahrgenommen und dargestellt, nicht allein insofern sie leiden, sondern vor allem insofern sie leben. In einer solchen Lesart erweist sich der moderne Tierschutzgedanke weniger als pathozentrisch, sondern vielmehr als biozentrisch beziehungsweise, im Sinn Agambens und Foucaults, als biopolitisch. Er macht «das Lebens» und mit ihm «das Tier» damals wie heute zu einem Politikum und kann in diesem Sinn als Biopolitik interpretiert und kritisiert werden.⁴⁹ Auch im modernen Tierschutzgedanken «reflektiert sich das Biologische im Politischen».⁵⁰

Wenn das der Fall sein sollte, sollte eine Tiergeschichte der Moderne nicht unüberlegt auf Begriffe wie Leiden, Leben oder andere gebräuchliche Surrogatbegriffe rekurren, sondern derartige Konzepte und Argumente vielmehr gezielt zum Gegenstand einer genealogischen Untersuchung und Befragung machen. Denn gerade für die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts stellt sich die Frage nach «dem Leben» – dem sogenannten «lebenswerten» wie dem angeblich «lebensunwerten» – auf besonders grundsätzliche und problematische Art und Weise.⁵¹ Agamben spricht in diesem Zusammenhang davon, dass die «anthropologische Maschine» stets «mittels einer Ausschliessung und einer Einschliessung» funktioniere: «Die integrale Humanisierung des Tieres koinzidiert mit der integralen Animalisierung des Menschen.»⁵²

Eine Tiergeschichte der Moderne – zwei Wege?

Die Ansätze von Haraway und Latour auf der einen und von Agamben auf der anderen Seite lassen sich zwar gewinnbringend kombinieren und konfrontieren, stellen aber dennoch zwei recht unterschiedliche Wege zu einer Tiergeschichte der Moderne dar. Neben einer im Anschluss an Agamben dezidiert genealogischen Perspektive, die uns als gleichsam diskursanalytischer Referenzrahmen für jegliche Form von Tiergeschichte unumgänglich erscheint, um Unterscheidungen zwischen Menschen und Tieren, «höheren» und «niederen» Tieren, vermeintlichen Subjekten und angeblichen Objekten oder Aktivität und Passivität angemessen historisieren und kontextualisieren zu können, verweisen die Überlegungen von Haraway und Latour noch auf eine andere Ebene der geschichtswissenschaftlichen Untersuchung von Tier-Mensch-Verhältnissen: Sie rücken die nichtdiskursiven Praktiken stärker in den Fokus, die jeweils ganz bestimmte Tiere und Menschen an spezifischen Orten zu einem bestimmten Zeitpunkt miteinander verbanden oder nicht verbanden, in alltäglichen Konflikten oder Kooperationen. Diesen nichtdis-

kursiven Praktiken, im Freizeitverhalten wie im Arbeitsleben, sollte sich eine Tiergeschichte der Moderne nach unserem Dafürhalten ebenfalls und wenn möglich in verstärktem Masse widmen.

Obwohl «die Tiere» und «das Tier» ein zentrales Moment der menschlichen Selbstbeschreibung und der alltäglichen Erfahrung darstellen, nicht nur, aber auch in der Moderne,⁵³ hat sich die Geschichtswissenschaft bislang allenfalls am Rande mit der Tier-Mensch-Differenzierung auseinandergesetzt. Die Geschichte des Tier-Mensch-Verhältnisses, seiner fundamentalen Transformationen und seiner unterschiedlichen Auswirkungen in verschiedenen Gesellschaftsbereichen, stellt somit ein umfangreiches Desiderat der historischen Forschung dar. Abschliessend möchten wir vor diesem Hintergrund und mit Blick auf die vorgestellten Ansätze vier besonders viel versprechend erscheinende Perspektivierungen und Anknüpfungspunkte für eine Tiergeschichte der Moderne zur Diskussion stellen.

1. *Tiergeschichte als Raugeschichte*: Nicht zuletzt im 19. und 20. Jahrhundert hat das Mensch-Tier-Verhältnis überaus dynamische und grundlegende Veränderungen erfahren. So hat beispielsweise die Ausdifferenzierung einer «privaten» und einer «öffentlichen» Sphäre zur Entstehung zahlreicher neuartiger Mensch-Tier-Räume geführt, die mit der grundsätzlichen Unterscheidung von «Haustieren» (im Sinn von *companion animals*) auf der einen und «Nutztieren», aber auch «Wildtieren» auf der anderen Seite einher ging – das Labor war einer dieser spezifisch modernen Orte.⁵⁴ Bestimmten Tieren wurden im Zuge der Moderne spezifische Räume (neu) zugewiesen beziehungsweise verschlossen. So verschwanden zahlreiche Tiere, insbesondere Nutztiere, allmählich aus dem «öffentlichen» Raum der Stadt, gleichzeitig eroberten Haustiere wie Hunde und Katzen eigene, quasi «private» Räume und damit verbunden auch neuartige Rechte auf Gesundheit, auf Fürsorge und auf einen «humanen» Tod.⁵⁵

2. *Tiergeschichte als Wissenschaftsgeschichte*: Für diese räumlichen wie kategorialen Ausdifferenzierungsprozesse war die zunehmende Verwissenschaftlichung sämtlicher Gesellschaftsbereiche im 19. und 20. Jahrhundert von zentraler Bedeutung – nicht nur im Fall des Labors. Die «Verwissenschaftlichung des Sozialen» (Lutz Raphael) fand auch im Mensch-Tier-Verhältnis ihren Ausdruck. Die Wissenschaftsgeschichte könnte in diesem Kontext, wie sowohl Latour als auch Haraway nahe legen, zu einem privilegierten, aber nicht zum einzigen Gesprächspartner einer Tiergeschichte der Moderne werden.⁵⁶ Die in unterschiedlichen wissenschaftlichen Epistemen und Dispositiven auf je eigene Weise vollzogenen Abgrenzungen zwischen Menschen und Tieren stellen Agamben zufolge Wissen und Macht generierende und etablierende Unterscheidungen dar, die vor allem über ihre zunehmend massenmediale Verbreitung und Vermittlung soziale und praktische Relevanz erlangten.⁵⁷

3. *Tiergeschichte als Subjektivierungsgeschichte*: Die modernen Veränderungen innerhalb der ›Tierwelt‹ lassen sich, folgt man Haraway und Latour, nicht als Transformationen analysieren, in denen Tiere allein als Objekte oder Opfer menschlicher Handlungen auftauchen. Bei der Geschichte der Domestizierung etwa handelt es sich um eine von ihren Anfängen an durch und durch *entangled history*, denn auch Tiere haben im Zuge ihrer Zähmung durch Menschen die ›Menschenwelt‹ massiv verändert.⁵⁸ Als ›Nutz-‹, aber auch als ›Haus-‹ oder ›Sporttiere‹ wären sie im Anschluss an Haraway weniger als «worked objects» denn als «working subjects» zu betrachten.⁵⁹ Nimmt man diese Verschiebung der gängigen Objekt-Subjekt-Unterscheidung im Bezug auf Tiere und Menschen ernst, impliziert sie eine grundsätzliche Neuperspektivierung der Konzepte von Subjektivität, Geschichte und Geschichtswissenschaft: “But what does *subject* or *history* mean when the rules are changed like that?”⁶⁰

4. *Tiergeschichte als Verflechtungsgeschichte*: Eine solchermaßen orientierte Geschichte von Tier-Mensch- beziehungsweise *companion species*-Beziehungen würde nach unserem Dafürhalten unter anderem eine weitere Ausformulierung oder Erweiterung des im Rahmen der *postcolonial studies* entwickelten Konzepts der «geteilten Geschichte»⁶¹ darstellen, das die kaum harmonisierbaren Geschichten ganz verschieden positionierter menschlicher Akteure und Akteurinnen in ihren Verflechtungen, aber auch in ihren Brüchen zu analysieren versucht. Gerade die Geschichte der Domestizierung verweist in vielerlei Hinsicht auf die Kolonialgeschichte, bezogen sich koloniale Diskurse über die ›Bändigung‹ und Erziehung des ›Wilden‹ doch auf Tiere und Menschen gleichermaßen. Zudem hat sich die Geschichte des Kolonialismus in die Körper auch gegenwärtiger – menschlicher und nichtmenschlicher – Akteure und Akteurinnen eingeschrieben; so betont Haraway wiederholt, dass die heute im *agility*-Sport aktiven Hunde beziehungsweise Menschen Nachkommen der Hirtenhunde respektive der weissen Siedler in Nordamerika und damit «means and offspring of colonial conquest» seien.⁶²

Weitere Ansätze, vermittels derer sich die Politisierung und Emotionalisierung, aber auch die Ästhetisierung oder Ökonomisierung des Mensch-Tier-Verhältnisses untersuchen liessen, sind selbstverständlich denkbar, und eine Tiergeschichte der Moderne sollte möglichst viele und unterschiedliche theoretische wie methodische Wege beschreiten. Die vier genannten, auf der Folie der Ansätze von Haraway, Latour und Agamben entwickelten Perspektivierungen jedoch bieten zentrale Anknüpfungspunkte, um die Tiergeschichte mit anderen Feldern der Geschichtswissenschaft zu verbinden und dementsprechend nicht als eine Art von «Sondergeschichte» zu betreiben, sondern mit ihrer Hilfe eine umfassendere Verschiebung des Blickwinkels vorzunehmen.

Anmerkungen

- 1 Jacques Derrida, «Das Tier, welch ein Wort! Können sie leiden? Über die Endlichkeit, die wir mit Tieren teilen», in Deutsches Hygiene-Museum (Hg.), *Mensch und Tier. Eine paradoxe Beziehung*, Begleitbuch zur Ausstellung, 22. 11. 2002–10. 8. 2003 in Dresden, Ostfildern-Ruit 2002, 191–209, 192.
- 2 Haraways Zugang liegt in dem Versuch, die aus der Grenzverwischung resultierenden Mischwesen durchaus ironisch anzueignen, «neither in celebration nor condemnation». Donna Haraway, *The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness*, Chicago 2003, 4.
- 3 Vgl. u. a.: Linda Kalof, Brigitte Resl (Hg.), *A Cultural History of Animals*, 6 Bände, Oxford 2007; Benjamin Bühler, Stefan Rieger, *Vom Übertier. Ein Bestiarium des Wissens*, Frankfurt a. M. 2006; Rainer Wiedenmann, *Die Tiere der Gesellschaft. Studien zur Soziologie und Semantik von Mensch-Tier-Beziehungen*, Konstanz 2002.
- 4 Derrida (wie Anm. 1), 192.
- 5 Vgl. Haraway (wie Anm. 2), 20, 12.
- 6 Vgl. ebd., 8. Haraway bezieht sich hier auf die Untersuchungen der Ethnologin Marilyn Strathern.
- 7 Ebd., 50.
- 8 Ebd., 11.
- 9 Ebd., 11.
- 10 Ebd., 12. Die Bezeichnung *companion animal* markiert dabei eine Abgrenzung sowie auch eine Ergänzung der Kategorien *pet* und *working and sporting dogs*. Vgl. Donna J. Haraway, *When Species Meet* (Posthumanities 3), Minneapolis 2008, 134.
- 11 Haraway (wie Anm. 2), 15. Für eine umfangreiche etymologische Herleitung der Bezeichnung *companion species*, die *companions*, abgeleitet vom lateinischen *cum panis*, in Haraways Worten zu «messmates at table», und *species* über die lateinischen Verben *specere* und *respecere* mit dem (reziproken) Blick wie dem Respekt verbindet, vgl. Haraway (wie Anm. 10), 17–19.
- 12 Haraway (wie Anm. 10), 4.
- 13 Statt *beings* sei besser von *things* die Rede, schreibt Haraway mit Verweis auf Latour. Vgl. Haraway (wie Anm. 10), 250. Eine weitere Referenz auf Latour stellt die Adaption seines Buchtitels *We Have Never Been Modern* im Titel des ersten Teils von *When Species Meet* dar, d. h. *We have never been human*.
- 14 Haraway (wie Anm. 2), 5, 12. Darwins Evolutionstheorie ist für Haraway u. a. deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie den Menschen in die Welt anderer, taxonomisch nicht klar abgegrenzter *critters* einreicht. Vgl. Haraway (wie Anm. 10), 11, 330, Anm. 33. Dennoch verabsolutiert oder priorisiert sie evolutionäre Prozesse keineswegs, sondern betrachtet diese zusammen mit anderen sich über Speziesgrenzen hinweg vollziehenden Abläufen. Vgl. ebd., 25.
- 15 Haraway (wie Anm. 2), 31: “[O]nce we [...] stop seeing only biological reductionism or cultural uniqueness, both people and animals will look different.”
- 16 Vgl. Haraway (wie Anm. 10), 7; Haraway (wie Anm. 2), 16.
- 17 Vgl. Haraway (wie Anm. 2), 7.
- 18 Für Informationen und Bilder dieser Sportart siehe www.bayteam.org/index.html und www.dogpatch.org/agility/. In *When Species Meet* erweitert Haraway ihre Beispiele u. a. um Menschen und Tiere im Labor sowie um die industrielle Fleischproduktion.
- 19 Haraway (wie Anm. 2), 46, 43.
- 20 Haraway (wie Anm. 2), 62, 54. Den Begriff der Interaktion hat in einem anderen, an der Luhmann’schen Systemtheorie orientierten Forschungsdesign unlängst Rainer Wiedenmann für eine Analyse des Tier-Mensch-Verhältnisses vorgeschlagen. Vgl. Wiedenmann (wie Anm. 3), 9, 19 ff.

- 21 Haraway (wie Anm. 2), 88.
- 22 Haraway bezieht sich hier auf Derridas Überlegungen zum Tier-Mensch-Verhältnis, in denen er herausstellt, dass es nicht darum gehen könne, den Tieren (wieder) eine Stimme zu geben, sondern vielmehr ein Denken angestossen werden müsse, das «the absence of the name as something other than a privation» begreifen könne. Jacques Derrida, «The Animal That Therefore I Am (More to Follow)», übers. v. David Wills, *Critical Inquiry* 28 (Winter 2002), 369–418, 416, zit. nach Haraway (wie Anm. 10), 20.
- 23 Haraway (wie Anm. 2), 98.
- 24 Haraway (wie Anm. 10), 4.
- 25 Bruno Latour, *Les Microbes. Guerre et paix*, Paris 1984.
- 26 Bruno Latour, Steve Woolgar, *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*, Beverly Hills 1979; Bruno Latour, «Haben auch Objekte eine Geschichte?», in Ders., *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*, Berlin 1996, 87–112.
- 27 Beide Begriffe finden synonym Verwendung.
- 28 Bruno Latour, *Die Hoffnung der Pandora*, Frankfurt a. M. 2000, 175.
- 29 Latour (wie Anm. 28), 25, 202–213.
- 30 Vgl. Georg Kneer et al. (Hg.), *Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen*, Frankfurt 2008.
- 31 Bruno Latour, *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*, Frankfurt a. M. 2001, 110; Latour (wie Anm. 28), 202. Siehe auch: Bruno Latour, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Berlin 1995; Jakob Tanner, *Historische Anthropologie zur Einführung*, Hamburg 2004.
- 32 Latour, *Das Parlament der Dinge* (wie Anm. 31), 116.
- 33 Ebd., 115, 110.
- 34 Latour, *Die Hoffnung der Pandora* (wie Anm. 28), 175 ff.; Latour, «Haben auch Objekte eine Geschichte?» (wie Anm. 26), 87 ff.
- 35 Latour, *Wir sind nie modern gewesen* (wie Anm. 31), 8.
- 36 Latour (wie Anm. 28), 189–193.
- 37 Siehe – unter Rückgriff auf Alfred North Whitehead – u. a.: Latour (wie Anm. 28), 171–185; Latour, *Das Parlament der Dinge* (wie Anm. 31), 117 ff.
- 38 Vgl. z. B. Michel Foucault, *Die Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M. 1996. Auf den ersten Blick verwirrend ist allerdings der Umstand, dass Foucault und Latour beide Begriffe jeweils ausdrücklich voneinander abgrenzen, diese dabei aber überaus unterschiedlich definieren.
- 39 Latour (wie Anm. 28), 183–188.
- 40 Siehe insbesondere Latour, *Das Parlament der Dinge* (wie Anm. 31), 210–237.
- 41 Haraway (wie Anm. 10), 334, Anm. 16.
- 42 Giorgio Agamben, *Das Offene. Der Mensch und das Tier*, Frankfurt a. M., 39 ff., 47.
- 43 Paul Münch, «Tiere und Menschen. Ein Thema der historischen Grundlagenforschung», in Ders. (Hg.), *Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses*, Paderborn 1998, 9–34.
- 44 Agamben (wie Anm. 42), 26, 31: «Was ist der Mensch, wenn er stets der Ort – und zugleich das Ergebnis – von unablässigen Teilungen und Zäsuren ist?»
- 45 Haraway (wie Anm. 10), 60, spricht an dieser Stelle von Foucaults bzw. Agambens «species chauvinism».
- 46 In diesem Sinn versteht auch Haraway *dog writing* als einen Zweig feministischer Theorie und Praxis. Haraway (wie Anm. 2), 3.
- 47 Vgl. Jobst Paul, *Das «Tier»-Konstrukt als Grundprinzip in Ausgrenzungsdiskursen. Eine diskursanalytische Studie*, Diss., Duisburg 2003.
- 48 Siehe auch Pascal Eitler, «Übertragungsgefahr. Emotionalisierung und Verwissenschaftlichung des Mensch-Tier-Verhältnisses im Deutschen Kaiserreich», in Uffa Jensen, Daniel

- Morat (Hg.), *Rationalisierungen des Gefühls. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Emotionalität 1880–1930*, Stuttgart 2008.
- 49 Agamben (wie Anm. 42), 24 ff. Zum Begriff der Biopolitik vgl. insbesondere: Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt a. M. 1995, 158–179; Ders., *In Verteidigung der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 2003.
- 50 Foucault, *Der Wille zum Wissen* (wie Anm. 49), 170.
- 51 Vgl. Boria Sax, *Animals in the Third Reich. Pets, Scapegoats, and the Holocaust*, New York 2000.
- 52 Agamben (wie Anm. 42), 47, 86.
- 53 Darauf, dass die «generalisierende Differenz zwischen <Menschen> und <Tieren> eine historisch eher junge Erfindung» ist, hat auch Thomas Macho, «Der Aufstand der Haustiere», in Regina Haslinger (Hg.), *Herausforderung Tier. Von Beuys bis Kabakov*, München 2000, 76–99, 76, hingewiesen.
- 54 Vgl. z. B. Philipp Felsch, «Das Laboratorium», in Alexa Geisthövel, Habbo Knoch (Hg.), *Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. 2005, 27–36.
- 55 Entsprechend der modernen Klassifizierung und Hierarchisierung der <Tierwelt> stehen Tieren verschiedene Formen der Zuwendung zu, wie sie sich in besonderer Weise auch in einer jeweils spezifischen Form des Tötens niederschlagen. Die Vivisektion und der im Experiment in Kauf genommene Tod des Labortieres wie der industrielle Massentod des Nutztieres auf der einen Seite und das «mitleidvolle» Einschläfern und die Trauerrituale im Fall des geliebten Haustieres auf der anderen Seite, verdeutlichen diese differenten Umgangsweisen exemplarisch. Zum Töten von Tieren als der vielleicht verbreitetsten Form menschlicher Interaktion mit Tieren siehe Animal Studies Group, *Killing Animals*, Urbana 2006.
- 56 Vgl. z. B. Lorraine Daston, Gregg Mitman (Hg.), *Thinking with Animals. New Perspectives on Anthropomorphism*, New York 2005.
- 57 Zur Bedeutung der Medialisierung für das Tier-Mensch-Verhältnis siehe Maren Möhring, Massimo Perinelli, Olaf Stieglitz (Hg.), *Tiere im Film – eine Menschheitsgeschichte* (in Vorbereitung).
- 58 In Haraway (wie Anm. 10), 362, Anm. 5, ist von der «history of entanglements called domestic» die Rede.
- 59 Haraway (wie Anm. 10), 80. Auch im Labor sind Tiere nach Haraway als Arbeiter und Agenten der Wissensproduktion zu adressieren. Vgl. ebd., 56.
- 60 Haraway (wie Anm. 10), 67.
- 61 Sebastian Conrad, Shalini Randeria, «Einleitung. Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt», in Dies. (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2002, 9–49.
- 62 Haraway (wie Anm. 10), 105.

Résumé

Une histoire des animaux de l'époque contemporaine – Perspectives théoriques

Cette contribution traite des stratégies analytiques actuelles pour une histoire des animaux à l'époque contemporaine. Au centre de cette réflexion se trouvent les travaux récents de Donna Haraway, Bruno Latour et Giorgio Agamben. Alors que les considérations de Haraway et Latour visent de manière programmatique à ne pas considérer les animaux seulement comme objets d'une histoire purement humaine mais comme sujets d'une histoire commune, Agamben se focalise plutôt sur un questionnement historique ou généalogique des distinctions dominantes entre humains et animaux. Ces perspectives théoriques – qui peuvent être jointes et confrontées – ouvrent des problématiques et des champs de recherches nouveaux non seulement pour l'histoire des animaux de l'époque contemporaine mais également pour la recherche historique dans son ensemble.

Traduction: Karine Crousaz